

Wenn der Krieg noch länger dauert

Irgendwann entfernen sich die Zivilisationen in Luftschiffen. Eine Erzählung vom Ende der Welt

In jener Woche waren es nun schon sechs Jahre, dass ich nicht mehr in Europa gelebt hatte; mich auswärts über Wasser zu halten war schon fast zu einer „Kürübung“ meinerseits geworden. Wie man mich nur wiederhaben könnte, hatte mich meine Schwester einmal, die ganze Familie vertretend, per *Mail* gefragt: „Sollten wir dich vielleicht mit Chloroform betäuben und gewaltsam zurückbefördern?“ Natürlich handelte es sich um einen Spaß ihrerseits; doch genau das trat dann ein, etwas Großes und Erschreckendes, das mir keinen Ausweg mehr ließ und mich nach Deutschland zurücktrieb.

Ich arbeitete damals in Osaka, in einer japanischen Sprachschule; sie befand sich in einem 30-stöckigen Verwaltungsbau im Süden Nambas, das man nur über kilometerlange unterirdische Rolltreppenbänder erreichte, entlang Dutzender von Vorhängen abgeschirmter Stehimbisse, Automaten, elektrischer Fontänen und der unverkennbaren 100-Yen-Shops. Man nannte die Sprachschule „Nuevo Sur“: Sie war in einem dumpfen, westlichen Stil gehalten, mit einer bärenfellfarbenen Rezeption und großen weißen *Antebellum*-Bögen über den Fenstern, von denen aus man den Hafen von Osaka sah. Am Abend des 17. um halb zehn erfuhr ich dort, was im abendlichen Berufsverkehr passiert

war: Ein vage mit mir befreundeter Westler hatte in einem Straßenbahnwaggon (auf der Higashi-Osaka-Linie, direkt über *Nippon-bashi*) mit einer der wenigen in Japan verfügbaren Handfeuerwaffen, die er aus einem Blumenstrauß (oder Lederkoffer) zog, auf eine junge Frau geschossen, die gerade mit dem Schnellzug aus Nagasaki angekommen war. Die erste Kugel traf die Frau gleich in den Hinterkopf, drang durch den Schädel und trat in der Augengegend wieder heraus. Der Mann hatte noch versucht, auch sich selbst zu erschießen, doch war er von den Beistehenden daran gehindert worden; man hatte den Schützen überhaupt sehr übel zugerichtet und ihn schließlich auf eine Polizeistation befördert, wo er noch am selben Abend einen westlichen Botschaftsangehörigen beleidigt haben soll.

Keinem von uns war der Grund für diese Affektat klar, obwohl wir sofort davon ausgingen, dass die beiden Beteiligten sich gekannt haben mussten (es ging wahrscheinlich, hörte man, um die Alimenterzahlung für ein noch ungeborenes Kind). Doch schon zwei Stunden später erließen die örtlichen Behörden eine Eilverordnung, der zufolge sämtliche Ausländer ohne gültige Papiere die Stadt unverzüglich zu verlassen hätten. Mir selbst blieben damit nur noch zehn Stunden; ich buchte einen Flug und machte mich auf eine letzte Wanderung durch die Stadt. Ich lief durch das Zentrum von Osaka, entdeckte noch einmal und aufs Neue die verborgenen Tempel, die Gassen mit den Jeans-Shops und schlecht beleuchteten Vinylplattenläden. Sogar die Galerie, in der bis spätnachts Kopien von Surrealisten verkauft wurden (Max Ernst, Hans Bellmer, Unica Zürn, merkwürdigerweise auch Egon Schiele), habe ich noch ein letztes Mal besucht.

Im sogenannten „Amerika-Dorf“ sah ich noch einmal den japanischen Mädchen zu, mit ihren einer Norma Desmond würdigen, tief geschwärzten Augen, mit den gelben Haarperücken, den Barockkorsetten und dem lustlosen Geplänkel ihrer Kinderstimmen. Ich hatte gerade zwei Stück Koffeinseife erworben, als ich meinen Freund Wada entdeckte. Er stand auf der kleinen Piazza, im Schatten einiger „Hermes“-Fernseher, die auf einer Gipswand thronen. Man hatte ihn schon in Kenntnis gesetzt, und er konnte kaum sprechen, so sehr erregte ihn die Nachricht. In einer Stehbar bestellten wir Sashimi, und er sah gebannt zu, wie die Fische vor unseren Augen und unter dem Messer des Küchenchefs schockartig verendeten (Wada war Tendai-Buddhist, doch sprach er von dem tierischen Leben als einer exzentrischen Fügung im Tode, so ausnahmsweise wie die Idee des *Natural Law* bei Averroes).

„Natürlich ist es richtig, dass du gehen musst; nur ist der Grund für diese Flucht nicht der rechte“, flüsterte er so leise, dass ich ihn kaum verstehen konnte (ich spiegelte mich unscharf in seinen schwankenden Pupillen).

Es war nur ein erster Hinweis, ich verstand noch nichts. Er grimassierte, den Fischesud wie grauen Sprudel zwischen

den Lippen, ein Haarbüschel stand in einer Kuhle seiner Gesichtshaut. Wada war feinfühlig und chiromantisch begabt; ich hatte ihn früher oft meine Hände lesen lassen, und auch heute konnte ich der Versuchung nicht widerstehen. Doch er erstarrte, bückte sich über meine Hände, als wolle er sie vor mir selbst abschirmen. Die Grundkonstellation habe sich geändert, rief er und setzte dann flüsternd nach: Er müsse dies alles vor einem Monat noch übersehen haben, aber jetzt sei es sonnenklar: Große Verschiebungen gebe es, neue Pläne, alles sei recht eigentlich im Fluss. Ich verstand kaum ein Wort, sein Japanisch wurde immer dunkler, unstetiger; Wada ließ Namen fallen, die ich nie gehört hatte: Mansfield, Mainong, Cervera, Toyotomi Hideyoshi ... Er schrie fast, wedelte nervös mit den Fäusten, seine Stimme schwang sich durch den Fischdunst über uns. Dann warf er einige Münzen auf den Boden; darin liege die Wahrheit, ächzte er, im Haus der Welt fehlten nur noch die Wände, die Spiegel ... Was er damit sagen wolle? *Mon enfant, kawaii-soo-na*, zärtelte er plötzlich, der 21. Juni 1582 führt direkt ins Jahr 2007 ... Was das aber wieder bedeute?

Der Weltstaat natürlich, darum geht es, nicht mehr, nicht weniger ... Offen gesagt, ich war wie verstört, als ich dies hörte; er hätte mir Mut machen sollen, aber er tat genau das Gegenteil. Ich stand auf: Es war bedauerlich, aber unsere Freundschaft musste an diesem Abend ihren Abschied nehmen. Als ich ging, waren die Münzen über den ganzen Restaurantboden verstreut, und die Kellner standen hilflos daneben. „*Humma kaina?!*“, rief Wada im Dialekt Osakas, und ein Kellner antwortete müde: „Ah, bravo.“ Als ich auf der Straße stand, bemerkte ich, dass ich versehentlich sein silbernes Benzinfeuerzeug eingesteckt hatte; doch ich wollte nicht noch einmal zurückgehen. Als ich schon im Taxi saß, das mich zum Flughafen bringen würde, kam Wada noch einmal herübergerannt und schob einen Zettel durch die Fensterritze. „Hab auf dich acht, der Großinquisitor, 1880!“ In der Eile fragte er mich nicht mehr nach dem Feuerzeug.

Ich war sofort tief in den grauen, plastikbespannten Polstern des Taxis versunken; der Fahrer, behandschuht wie ein Butler, blinzelte mir im Spiegel zu. Ich faltete den Zettel auseinander: Wada hatte darauf feinsäuberlich die Namen der Hostessen notiert, die wir im letzten halben Jahr gemeinsam besucht hatten (*Shinimamiya, New World* etc.). Am Kansai-Flughafen wimmelte es von Menschen; in der Menge erkannte ich die Agenten aus Tokyo, die nach Ausländern Ausschau hielten. Ein Haufen Verwundeter war schon interniert worden und wurde auf den Abflug nach Batavia vorbereitet. Ich sah der Menschheit ins Gesicht und sah nur Mordlust.



An dem Abend meiner Rückkehr hatte es in Paris geregnet: Es war die Stunde *entre Loup et chien* mit ihrer strichigen Dämmerung, und die grünen Holzkästen der Antiquare an der Seine schimmerten noch feucht. Vor dem *Café de Flore* schüttete jemand Eiswürfel auf die Straße; in einem Museum wurden Gemälde zu Jazzmusik verbrannt – da war es wieder, das wahre Paris, das ich einmal gekannt hatte! Ich spürte bereits, wie meine außereuropäische Verrantheit langsam nachließ. Ein Taxi brachte mich zum Hotel *Lutétia*, wo ich mir ein Zimmer nahm, mich in seinem Spiegel rasierte. Wenig später verließ ich das Hotel wieder, ging umher, fand schließlich auch die Sonnenuhr in der Rue de Babylone, vor der ich – wie schon so oft – meine Rückkehr feierte. Im Buchgeschäft *Galignani* in der Rue de Rivoli kaufte ich einige Bücher (das Hagakure von 1710/1716, Konfuzius und Sima Guang, staubige Quartheft über Botanik), trank dann eine *Chocolat africain* im *Angelina's*, mit dem üblichen, extragroßen Beisteller Sahne. Die Bücher brachten mich auf neue Ideen; an der *Place de la Concorde* fand ich die Telefonzelle wieder, die mir aus dem Jahr 1999 in Erinnerung geblieben war. Ich klingelte bei einigen Freunden durch, hörte mir alte Geschichten an, erfuhr von Hochzeiten auf dem Lande, von Kinderzügen, Versetzungen und Liebesplagen. Doch schon bald drohte ich meiner überseeischen Müdigkeit zu erliegen, und so rief ich Schikedanz an.

„Man erinnert sich hier kaum noch an dich“, sagte er mir bei unserem Treffen direkt ins Gesicht, hager, mit rollenden Augen, dabei kräftig meine beiden Daumen zusammenpressend. Wir saßen in einem Café an der Sorbonne und tauschten Erinnerungen aus wie Gegenstände, die man dem Gegenüber vor langer Zeit abgenommen hatte und jetzt mit einem bedauernden Lächeln zurückgab: die Unruhe, die von meinem Fortgang ausgegangen wäre, man hätte in allen Ecken von Paris meinen Namen vernehmen können; jener Abend im Herbst 2001, *Al-Farabi und Nietzsche! La Grande Mosquée de Paris! Horreur! Chien! Spirit of Apicius! Und der Geburtstag im Jardin du Luxembourg*, die Modellboote, die vielen Kinder! *Le Fumoir!* ... „Bist du es wirklich?“, sagte Schikedanz einmal mit seiner unverkennbaren Entschlossenheit und griff sogleich in die Luft über meinem Kopf, wie um festzustellen, ob ich nicht an irgendwelchen Fäden aufgehängt wäre. Anfällig sei ich geworden, anfälliger für das Leben. Es gehe eben alles so weiter, fügte er hinzu, er selbst habe sich ganz ins Labor zurückgezogen, sich jahrelang nur Spaltungsbewegungen und der Schönheit der Keimzellen gewidmet.

„Seit ich Osaka verlassen habe, seit vorgestern also, versuche ich ein Rätsel aufzuklären“, flüsterte ich, beinahe mit dem gleichen Gesichtsausdruck, den Wada in jenem entscheidenden Moment gehabt hatte. Schikedanz biss sich auf die Lippen und antwortete nicht.

Was hätte er da auch antworten können?!

Eine Woche später rief er mich an, verwies mich an einen Freund, dessen Großvater die panamerikanische Ausstellung in Buffalo und den Besuch des amerikanischen Präsidenten McKinley im September 1901 miterlebt hatte. Ich rief den Franzosen an, erkundigte mich vorsichtig nach der Herkunft des Benzinfeuerzeuges, das mir Wada (wie ich jetzt bereits annahm) absichtlich überlassen hatte. Das Benzinfeuerzeug habe keinen Wert, entgegnete er kühl (er war Fachmann für Feuerschutztüren, hatte schon einmal im *Ritz* gearbeitet). Ich spürte eine schreckliche Enttäuschung.

Am Mittwoch ging ich zu einem Vortrag, den mein alter Freund S. B.-Gironde an der *École Normale* hielt. Er gab sich nicht mit Kleinigkeiten ab, sondern stieß gleich ins Zentrum vor: Die Wissenschaft sei außer Kraft gesetzt, in Europa gebe es schon keine einzige Tatsache mehr, die von der breiten Masse für wahr gehalten würde. In sein Schlusswort flocht er eine kurze, heitere Bemerkung über das *Umpire* und die *Freiheit*. Einige der Zuhörer lachten, die meisten zogen einfach lustlos die Türen auf. Am Abend sahen wir zufällig, wie ein Ertrunkener aus der Seine gefischt wurde.

„Du musst dich auf deine Freunde besinnen“, riet er mir. „Überhaupt alle die aufstöbern, die noch zu dir stehen. Die dir den Splitter aus dem Auge entfernen können.“

Ich wohnte noch einige Tage im *Lutétia* und kämpfte mit mir. Ich wusste nicht, was meine Zukunft mir einmal bedeuten würde und in welche Sprache man meine Vergangenheit übersetzt hatte. In den Nächten wanderte ich allein durch Paris, besuchte alle Metrostationen, mit denen ich Erinnerungen verband, und fühlte mich dabei doch in meiner eigenen Überschwänglichkeit gefangen. Nach einigen Tagen schienen mir meine Gedanken eine solche Kraft entwickelt zu haben, dass ich aufpassen musste, niemanden auf offener Straße zu verletzen.

Nach Ablauf einer Woche rief ich Schikedanz an, voll Wut. Er solle mir endlich erklären, worum es hier gehe, schließlich müsse es doch eine Lösung geben. Er lachte, heiser, wie ich ihn kannte, und sagte: „Keine Frage, wenn du so weit bist, können wir anfangen.“ Ich war nicht sicher, ob er mich nicht wieder nur auf den Arm nähme, und beschwor unsere Freundschaft, die doch seit dem Sommer 1998 dauere, als wir gemeinsam das Balzac-Grab auf dem Friedhof Père Lachaise gesucht hatten; seien wir nicht seither befreundet, auch miteinander verbunden durch die unzähligen geheimen Vereinigungen, die er gegründet hätte, z. B. jenen situationistischen Privatierclub im Marais, in dem er mich – das dreizehnte Mitglied – stets mit dem Strom seiner weiblichen Bekanntschaft in Verlegenheit gebracht hätte? ... Er lachte kurz auf und sagte:

„Du begehst noch den Fehler, dich anderen Menschen anvertrauen zu wollen. Diese allzu große Zugänglichkeit, diese ärgerliche Intimität! Die kann in Zukunft nur gegen dich sprechen ...“



Cay Marchal, geboren 1974, studierte in Heidelberg und Peking, verbrachte einige Jahre in Paris und Osaka und lehrt heute chinesische Philosophie an einer Privatuniversität in Taipeh

Je länger ich ihm zuhörte, desto unwirscher wurde ich. Allzu große Zugänglichkeit?! Ich, ein wohlgeratener Freund der Menschheit?! Es schien mir auf einmal, als sei schon alles entschieden, als wüsste bereits jeder einzelne Mensch auf dieser Erde Bescheid, und nur ich wanderte noch in Finsternis. Vielleicht, sagte er, vielleicht habe Wada vor mir so nachdenklich und anteilnehmend gestanden wie vor dem Eingang zur Hölle. Da reichte es mir, und ich schrie ihn an: Was denn das für ein Unsinn sei, Zeno habe schon vor vielen Jahrhunderten über die *Kosmopolis* geschrieben, es müsse doch am Ende einmal einen Durchgang geben zum

Glück, und selbst wenn es vorher noch großer Anstrengungen bedürfe, so gebe es doch schon genug Hinweise auf das Kommende ...

In dieser Sekunde, endlich lenkte Schikedanz ein und war damit einverstanden, mich zu meiner alten Wohnung in Neuilly-sur-Seine zu begleiten. Kurz bevor wir dort ankamen, hatte eine Schießerei auf der Place Winston Churchill stattgefunden; einige Spaziergänger standen noch unbewegt da, so als hätte man sie plötzlich abgetrennt von dem Ursprung ihrer Lebenskraft. Ich erkannte die Kirche wieder, die Fontänen, die Bäume auf dem Boulevard Jean-Mermoz; in der Juniluft schienen die Vögel durch das Astwerk wie erhitzte schwarze Steine. Hoch über uns schwebte bereits das luftschiffähnliche Transportungetüm, warf seinen Schatten auf die Häuser, auf unseren illusorischen Planeten; bewegungslos hingen einige Lenkseile herab. Irgendwo brannte es, die Rauchfahne stand wie durchgedrückt über den Häuserzeilen.

Unbeteiligte hatten sich auf die Dächer gesetzt, um das Spektakel zu beobachten; manchmal zischten sie mit den Lippen, wie aus Protest. Schikedanz und ich sagten kein Wort, zwängten uns nur durch die Menge, und als meine ehemalige Vermieterin vor uns stand, gab sie mir schweigend den Schlüssel, und ich nickte, als hätte sie mich augenblicklich von ihrer Entschlossenheit überzeugt. Das Treppenhaus war längst aufgebrochen, die Glasvitrine der Concierge unbesetzt, und überall klebten die kleinen Geschosse, die von den Luftwellen hereingetragen worden waren. Einige Wände mit ihrem dicken gotischen Tapetenpapier glänzten noch von der schier thermodynamischen Hitze, und in einem ausgebrannten Alkoven lagen Kochplatten, unpassend bestückt mit roten Wollhandschuhen; in den Fenstern des Treppenhauses sah man den spitzen Turm des *Lycée Pasteur*. Meine ehemalige Wohnung stand natürlich leer, es fehlte die Hälfte der Wand, es war zugig. Nur die Wohnung meiner Vermieterin war noch genauso vollgestopft wie früher, mit den toten Tieren, den Perthes-Atlanten, den

Wörterbüchern und unbeschreibbaren Kognak-Behältnissen. Mein Blick fiel auf die Namen, die Jahreszahlen: Goa, Singapur, der spanisch-amerikanische Krieg, die British East India Company, die Botschaftsattachés der Taiping, die Entführung des Lindbergh-Sohns (Charles III.), der Selbstmord Ruan Lingyus, die Österreichische-Nordwest-Dampfschiffahrt-Gesellschaft, Stalingrad, 1773, 1856, 1907, 2033 ...

„Wie kann es sein, dass meine ehemalige Wohnung bombardiert worden ist, hier, mitten im Herzen von Paris?“, fragte ich ihn, als wir draußen standen.

„Es musste so kommen, vergiss das nicht.“

Als wir aufschauten, stand das Ungetüm noch immer in der Höhe; es bewegte sich in diesem Augenblick sachte und in einer sprechenden Kippbewegung um die eigene Achse. Ich versuchte es genauer ins Auge zu nehmen: Es sah aus wie eine übergroße sternförmige Zwirnspeule, grau in grau gemalt, auf der einen Seite schimmerte sogar etwas, das vor fünfzig Jahren vielleicht einmal eine *Michelin*-Reifenwerbung gewesen war. Lange, dunkle Schiebekästen steckten darin, deren Durchsichtigkeit mich mit Furcht erfüllte.

Wochen, ja Monate sind seither vergangen. Um kurz vor Mitternacht hatte sich das „Luftschiff“ (wenn ich es denn so nennen soll) damals in Bewegung gesetzt, Richtung Westen; in den kommenden Wochen hatte es Hunderte von Staaten auf fast allen Kontinenten überflogen. In seinem Schatten waren Tausende von Menschen verschwunden, und die Presse mit ihren atemlosen Eildepeschen neigte überall wie selbstverständlich dazu, die Verantwortung bei diesem Ungetüm zu suchen. Es schien aber sonst keinem Plan zu folgen, glitt nur einfach durch die niederen Luftschichten, blieb manchmal für einige Stunden über einer Hauptstadt (Bratislava, Bagdad!) stehen und verbreitete überall dieses grenzenlose Entsetzen, das auch ich damals empfunden habe. Wir waren vernünftig genug, um einzusehen, dass es sich um eine japanische Maschinerie handelte, mit den verräterischen Anzeichen von Fließbandarbeit und gelegentlicher Feintechnik; gleichzeitig ließen wir uns von unserem Unterbewusstsein so sehr beeinflussen, dass wir in ihm den Tod selbst sahen (eine weise Gottheit, keine eingebilddete).

Die Nachrichten aus den Fernsehern hatten sich überstürzt: Die japanische Regierung habe abgedankt, in Indien sei es zu Massenaufständen gekommen, die afrikanischen Rohstofflinien (seit 1923 frei zugänglich) seien schon in chinesischer Hand, die Aktienmärkte von Konstantinopel in heller Aufregung; und dann war schließlich die langersehnte Nachricht durch den Äther geschickt worden: In Bangkok sei der Weltstaat ausgerufen worden, man habe die Präsidenten aller Länder zusammengerufen und aus ihren Ämtern entlassen und nicht zuletzt jegliche Spionage unter Verbot gestellt.

Der Weltstaat: Das war nicht der Weltenbrand, von dem Richard Wagner gesprochen hatte. Er war etwas anderes, viel Größeres ...

Das „Luftschiff“ verschlang die Menschen nicht, sondern entfachte nur Ängste, Krämpfe, denen keiner widerstehen konnte. Wo es (hoch oben in der Sommerluft) stand, brach augenblicklich Anarchie aus, kam es zu Fabrikschließungen, Massenschießereien. Der Weltstaat und dieses Wesen über uns standen in einem spiegelbildlichen Verhältnis zueinander.

Zu Beginn war ich noch unruhig, erkannte mich kaum selbst wieder. Oft träumte ich von Wada. Einmal wanderte ich mit ihm durch das nächtliche Osaka; die Zeit schien sich wie ein Schlund geöffnet und die Stadt eines neuen Zeitalters ausgespiert zu haben. Kanäle, leere Betonbauten, Friedhöfe hoch oben auf den Hügeln, die blasig aussahen, wie unter anhaltendem Beschuss. Doch Wada war guter Dinge, stand zwischen den Häuserruinen, dünne Mentholzigaretten rauchend, und erzählte: Die japanische Kaiserfamilie, sicher, die habe einiges unternommen in ihrer langen Regierungsspanne, schon Kaiser Daigo habe lange vor Sigismund von Luxemburg seinen Beitrag geleistet, genauso der 121. Kaiser namens Kōmei, dem man im Januar 1867 die Pocken diagnostiziert hätte; doch auch andere seien zu erwähnen, es verhalte sich überhaupt wie mit einer heiligen Kette, einem unaufhörlichen Züngeln der Zukunft am Weltgebäude; ich solle nur an den Waldbrand in Tiberius' Kindheit denken (bei Sueton ausführlich beschrieben) oder an die Opiumkriege, als der chinesische Kaiser fliehen musste (wie so oft), und auch Kaiser Ashoka der altindischen Maurya-Dynastie habe einiges Unheil ergattert, genauso Ludwig XIV. in Dienerkleidern auf seinem Viehwagen und die Kaiserin Sissi in Heidelberg, da sei wirklich etwas qualiert worden. Man könne, fügte er im Traum hinzu, geradezu die heranrollende und im Weltstaat gipfelnde Woge erkennen, wenn man denn nur aufmerksam die Geschichte der vergangenen Dynastien und Fürstenhäuser studiere ...

Als ich erwacht war, kam mir plötzlich der Tatort jenes ersten Mordes, die Higashi-Osaka-Linie, in den Sinn; vor meinem inneren Auge sah ich das elektrische Feuer, das von den Kontaktstangen abspringend den Lauf der überfüllten Waggons in der Dunkelheit vorgezeichnet hatte. Etwas später, nach dem Frühstück, erinnerte ich mich auch an das Benzinfeuerzeug in der Innentasche meines Anzugs (der geheime Grund für alles; siehe die Falkentheorie Paul Heyses!). Ich untersuchte es gründlich. In seinem Griff war ein kleiner Metallkolben verborgen, der mir durch die Handflächen rutschte. Ich hielt den Atem an, als ich ihn umdrehte ... Das Zimmer des *Lutétia* war genauso leer wie vorher; nur ein kalter Wind zog durch die Fenster. Im Spiegel sah ich mein europäisches Gesicht, ein ausgeleerter Ball, der keine Sprünge mehr machen kann, nur noch zäh ausharrend in der Umklammerung meiner Hände. ❁